



Staatliche Schulen genügen den Erfordernissen der indischen Wirtschaft immer weniger: Kinder einer Dorfschule beim Morgengebet. (Paul Jeffrey/Globalaware)

Kuba lässt neuerdings Handys zu

Kubas Regierung erlaubt nun allen Bürgern Mobiltelefone – sofern sie Devisen haben. Raúl Castro setzt so die vorsichtige Liberalisierung im Land fort.

Matthias Knecht

Kuba hebt das bisherige Verbot für Mobiltelefone auf. Wie Kubas staatlicher Telefonmonopolist am Freitag mitteilte, wird das Mobilnetz der Insel zukünftig auch gewöhnlichen Bürgern zugänglich gemacht. Allerdings bleibt ein Mobiltelefon für die meisten Kubaner wohl unerschwinglich. Denn die Mobilanschlüsse werden auch künftig nur gegen Devisen verkauft. Die Angestellten in Kubas staatlich kontrollierter Wirtschaft sind aber nur in einheimischen Pesos bezahlt. Alleine die Anmeldung zum Mobilnetz, bisher umgerechnet 120 Franken, kostet einen gewöhnlichen Kubaner damit sieben durchschnittliche Monatslöhne. Und eine Minute Gespräch per Handy innerhalb der Insel kostet mehr als einen halben Tagesverdienst.

Kuba verfügt seit 1991 über ein Mobilnetz. Es war bisher ausschliesslich hohen Parteifunktionären und Ausländern vorbehalten. Letztere stellten in der Vergangenheit oftmals befreundeten Kubanern ihren Anschluss zur Verfügung. Diese Praxis wurde schon bisher geduldet und wird mit der nun angekündigten Öffnung legalisiert.

Die Öffnung des Mobilnetzes auf Kuba gehört zu den vorsichtigen Liberalisierungsschritten, die Raúl Castro ankündigte, nachdem er am vergangenen 24. Februar seinen erkrankten Bruder, Fidel Castro, an der Staatsspitze ablöste. Raúl Castro versprach, «exzessive Verbote und Reglementierungen» auf der Karibikinsel abzuschaffen. So hat Kubas neue Regierung ihren Bürgern bereits erlaubt, Fernseher, Computer, DVD-Geräte und eine Reihe von Haushaltsapparaten zu importieren und zu erwerben. Ebenfalls gelockert hat Raúl Castro seither die chronisch unproduktive, staatlich regulierte Landwirtschaft Kubas.

In Indien sind gute Schulen rar

Wachsende Mittelklasse gibt grössten Teil ihres Einkommens für Bildung aus

Privatschulen in Indien sind teuer – und trotzdem heiss begehrt. Für die Bildung ihrer Kinder nimmt die aufstrebende Mittelklasse einiges in Kauf.

Andrea Spalinger, Delhi

Das Ehepaar Puja und Rajan Arora wohnt in einem Mehrfamilienhaus in Old Rajinder Nagar, einem belebten Quartier im Zentrum Delhis. Ihre Dreizimmerwohnung ist für indische Verhältnisse ein Luxus; die Kleinfamilie lebt hier ganz für sich, ohne Eltern, Geschwister, Verwandte. Die Aroras sind ein Beispiel für die aufstrebende Mittelklasse, von der in den Debatten über das wirtschaftliche Potenzial des Landes so oft die Rede ist.

Etwa 200 Millionen Menschen werden in Indien heute zur Mittelklasse gerechnet. Sie kaufen Autos, Flachbildschirme und Markenkleidung. Den grössten Teil ihres Einkommens geben sie jedoch für die Ausbildung ihrer Kinder aus. Das indische Bildungssystem stamme aus Zeiten der britischen Kolonialherrschaft, erklärt Jai Narain Sharma, ein pensionierter Schulleiter. Es sei dazu geschaffen worden, indische Beamte zu produzieren, und es sei

meilenweit entfernt von modernen Lehrplänen.

Wer kann, schickt seine Kinder auf private Schulen. Auch Puja und Rajan wollen ihren 4-jährigen Sohn Aaryan nicht auf eine staatliche Schule schicken. «Ich bin mir bewusst, dass ich für die Ausbildung meines Sohnes im Laufe der Jahre ein Vermögen ausgeben werde», meint Rajan. Der 31-Jährige arbeitet im Marketing und legt bereits heute einen beträchtlichen Teil seines Einkommens für künftige Schulgelder auf die Seite. Seine Frau erwartet ein zweites Kind. «Danach ist Schluss», sagt sie. «Heute überlegt man sich gut, wie viele Kinder man auf die Welt setzt. Man hat lieber weniger Nachwuchs und lässt diesem eine gute Ausbildung zukommen», meint die 30-jährige Buchautorin.

Bildung zählt

Die Ausbildung werde neben der Kaste und der Hautfarbe auch in Indien allmählich zum wichtigsten Erfolgskriterium, erklärt ein Laufbahnberater. Das Etikett seiner Schule hänge ein Leben lang an einem und könne vieles erleichtern oder erschweren.

Gute Primarschulen kosten in Delhi um die 8000 Rupien (200 Franken) im Monat, die besten verlangen umge-

rechnet fast bis zu 400 Franken. Das ist für eine Mittelklassefamilie ein horrend Betrag. Laut dem jüngsten «Economic Survey of Delhi» beträgt das durchschnittliche jährliche Pro-Kopf-Einkommen in Delhi 1650 Franken. Rund ein Fünftel der indischen Kinder besucht trotzdem Privatschulen.

Eine Eliteschule zu besuchen, war in Indien nie leicht. Früher standen diese fast nur den Kindern von Politikern und der reichen Oberschicht offen. Mit dem Wirtschaftsboom hat der Ansturm auf solche Schulen zugenommen. Gute Ausbildungsplätze sind rar, der Kampf um die Zulassungen wird immer härter.

Das mussten auch die Aroras erfahren. Weil es in ihrem Quartier überdurchschnittlich viele Privatschulen gibt, sind sie vor zwei Jahren hierhergezogen. Genützt hat es wenig. Sie haben sich bei 15 Schulen beworben und keinen Platz gefunden. Die Aufnahmekriterien seien schwer durchschaubar, schimpft Puja. In erster Linie gehe es immer noch darum, Beziehungen zu haben oder Bestechungsgelder zu zahlen. Um ihre Kinder in eine der Top-Schulen zu bringen, müssen Eltern umgerechnet bis zu 30 000 Franken «spenden», sagt der pensionierte Schulleiter Jai Narain Sharma.

Das letzte halbe Jahr sei schrecklich gewesen, erzählt Rajan. Jede Schule habe eigene Prozedere und Fristen. Er habe kaum mehr arbeiten können. Seine Frau habe psychisch enorm unter dem erfolglosen Marathon gelitten. «Ich habe den ganzen Albtraum nur mit Schlaftabletten und Aufputzmitteln überstanden», gesteht Puja. Vielen Müttern ergehe es noch schlimmer. Eine Freundin von ihr leide an schweren Depressionen, weil sie für ihre Tochter keinen Schulplatz gefunden habe. Um ihrem Frust Luft zu lassen, haben die Aroras eine eigene Website (www.nurseryadmissions.com) gestartet, auf der sich Eltern mit ähnlichen Problemen austauschen können. Es waren im Nu über tausend Mitglieder.

Langer Schulweg

Der 1. April wäre Aaryans erster Schultag. Noch immer ist unklar, wo er ihn verbringen wird. Doch seine Eltern sind wieder optimistischer. Sie haben eine neue Schule entdeckt, die ihren Erwartungen entspricht und noch einen Platz frei hat. Allerdings befindet sie sich am anderen Ende der Stadt, und wegen der chronischen Staus auf den Strassen Delhis muss ihr 4-jähriger Sohn künftig wohl einen einstündigen Schulweg auf sich nehmen.



Ab sofort erlaubt: Handy in Havanna. (AP)



Château Lafite Rothschild, 2000



WAIT.

VINTAGE 1945 «CARRÉE» Chronograph

Säulenrad-Chronograph. Mechanisches Girard-Perregaux Werk mit automatischem Aufzug. Roségold Gehäuse. Saphirglasboden.

GP
GIRARD-PERREGAUX

WATCHES FOR THE FEW SINCE 1791